



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Gerausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 24.

Sonntag den 14. Juni 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Befestigung. Inzerate die einseitige Solonelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfallig. Erfüllungsort i. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender — Zweiter Sonntag nach Pfingsten. — Ueberstiegene Berge. — Aus dem Kalender der Woche. — Zum Monat Juni. — Segen des Männerapostolates. — Die Treue gegen die Gnade Gottes. — Der Fluch des Geldes. — Splitter. — Ulrich, der kleine Saulus. — Hausregeln für Eheleute. — Briefe an einen Jüngling

Wochentalender.

- Sonntag, 14. Juni, 2. nach Pfingsten.
- Montag, 15. Juni, von der Oktav. — Vitus, Modestus.
- Dienstag, 16. Juni, von der Oktav. — Barde, Benno.
- Mittwoch, 17. Juni, von der Oktav. — Adolf.
- Donnerstag, 18. Juni, v. d. Oktav. — Hiltila, Martinus und Marcellianus.
- Freitag, 19. Juni, Herz-Jesu-Fest. Juliana, Jungfr.
- Samstag, 20. Juni, Sylvester, Papst.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Gleichnis vom großen Abendmahl.

Evangelium Luk. 14, 16—24.

In jener Zeit trug Jesus den Pharisäern folgendes Gleichnis vor: Ein Mensch bereitet ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahles, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon alles bereit wäre. Und sie singen alle einstimmig an sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Meierhof gekauft und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gebe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Dämme, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkostet soll."

Ueberstiegene Berge.

Dem Hannibal wird nachgerühmt, daß er mit seinen Soldaten, Elefanten und Kriegswagen in kühnem Wagemut die Alpen überschritt, um die Römer in ihrem eigenen Nest anzugreifen und zu unterjochen. Auch unser Heiland hat, um uns Menschen Wohlstand zu erweisen, gewaltige Berge überstiegen, schier unüberwindliche Hindernisse weggeräumt. Auf ihn wendet die Kirche die Worte des hohen Liedes an: siehe, er kommt hüpfend über die Berge, springend über die Hügel. (28). Unter Bergen und Hügeln verstehe ich die Hindernisse und Schwierigkeiten, die unserm Heiland von Großtaten seiner Liebe im Wege standen.

Siehe, in arbeitsiger Menschengestalt wollte er auf Erden erscheinen, wollte leiden und sterben. Wie reimen sich aber so fremde Dinge zusammen wie Gott und Mensch, Himmel und Erde, Leben und Tod, Seligkeit und Schmerz? Und doch sollten diese klaffenden Gegensätze sich vereinigen in der Person des Erlösers, wie die Dornen verwachsen mit den Rosen. Waren das nicht unüberwindliche Berge? Waren das nicht steile Hügel? Und der Heiland hat sie überstiegen. Er ist Gott geblieben und hat die menschliche Natur angenommen. Im Schoße der Jungfrau ward seine menschliche Natur gebildet, im Stalle ward er zur Welt geboren, am Kreuze hat er geblutet. Wegen seiner Allmacht sind ihm diese Wunderdinge leicht geworden und wegen seiner Liebe hat er allen Arbeiten und Leiden freudig sich unterzogen. Hüpfend kommt er über die Berge gleich dem Jüngling, der leichten Fußes die Straße hinaufsteigt, und ein munteres Liedchen singt; springend setzt er über die Hügel wie ein Reh, das mit zierlicher Schritt die Höhe erklimmt. Mit holdem Lächeln liegt er als Kind in der Krippe und wie ein Riese strohlocht er zu laufen seine Bahn. —

Als nun der Heiland zum Himmel zurückkehrte, wollte er einesteils beim Vater thronen, um mit ihm die Welt zu regieren, andernteils aber unter den Menschen weilen, um ihnen Gaben und Gnaden auszuweilen. Schien da nicht ein Berg der Unmöglichkeit sich aufzutürmen? Und der Heiland hat ihn überstiegen. Sichtbar, mit allen Reizen der Schönheit ausgestattet, thron' er im Himmel; unsichtbar aber, verhüllt unter Drosselgestalten, wohnt er im Tabernakel im Sakrament des Altars. Ich bin bei euch, spricht er, bis ans Ende der Welt.

Indes überwältigt seine erfinderische Liebe noch größere Hindernisse. Meine Lust ist es, spricht er, unter den Menschenkindern zu sein. Nicht das ist meine höchste Lust, will er sagen, zwischen den vier Wänden des Tabernakels zu weilen, mag er auch von feinstem Golde geschmückt oder von purem Golde gearbeitet sein; — nein, in lebendigen Zelten zu wohnen, eins zu werden mit der Menschenseele, das ist mein Begehren, das ist mein Wunsch und Wille. Allein wie wäre das möglich, sprichst du; wie kann der Heiland mit seiner Gottheit und Menschheit in einem armseligen Menschenherzen Platz und Wohnung finden? Das scheint wieder ein unüberwindlicher Berg. Doch hüpfend hüpfst der Heiland darüber, wie über eine niedrige Mauer; er schließt sich ein in die Gestalt des Brotes und

wird die Speise unserer Seele in der heiligen Kommunion.

Wenn nun der Heiland aus Liebe zu dir so manchen Berg überspringt, über so manchen Hügel hüpfst, so darfst auch du nicht vor jedem Strohhalm zurückweichen. Siehst du nicht, wie im heutigen Evangelium es wimmelt von armseligen Menschen, die ihre wichtigen Entschuldigungen vorbringen, und dem König die ehrenvollen Einladung abschlagen? Ich habe einen Meierhof gekauft und muß ihn beschauen; ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und muß sie einspannen; ich habe ein Weib heimgeführt und kann nicht abkommen! — O ihr erbärmlichen Menschen, wie schnell seid ihr bei der Hand, dem Dienste Gottes euch zu entwinden, wenn euch die Welt lockt mit ihren Beschäftigungen, ihren Sorgen, ihren Veranagungen! Und wer weiß, vielleicht steckt auch in dir ein Splitterchen von jenem Holz, aus dem die unhöflichen Gäste im Evangelium geschnitten waren. Wie viele wichtige Ausreden müssen nur herhalten als Entschuldigungen vom sonntäglichen Gottesdienst: ich muß zu einer Festlichkeit, zu einem Wettfingen, zu einem Geschäft, zu einem Besuch, zu einer Besprechung! Und wenn man selten zum Tisch des Herrn geht, so ist man um eine Entschuldigung niemals verlegen: ich habe keine Zeit, ich habe soviel zu tun, ich kann nicht abkommen vom Geschäft, von den Kindern, von der Arbeit; auch will ich nicht gerade als Belbruder oder Belchwasser tituliert werden. Glaube es mir, mein Freund, ich habe schon manchmal über die Entschuldigungen der Menschen bei mir gelächelt. Da sind mir Leute unter die Augen gekommen, die haben im ganzen Jahr kaum ein einziges Mal die Kirche von innen gesehen: das Geschäft — das Geschäft! — Und siehe, eines schönen Tages hat den Mann eine Krankheit gepackt und aufs Kranklager geworfen, von dem er drei Monate lang nicht mehr aufgestanden ist. Da konnte er auch einem Geschäfte nicht nachgehen, da mußte er fremde Leute anstellen, da mußte er Arzt und Apotheke bezahlen. O wie töricht! Man hat Zeit fürs Geschäft, man hat Zeit zum Kranksein — aber für seine Seele und für den Dienst Gottes hat man keine Zeit. Sieh' zu mein Christ, daß du nicht auch zu diesen Toren gehörst, und daß du nicht etwa wartest, bis dich unser Herrgott am Schopfe packt und dich aufs Schmerzenslager hinstreckt und dir Zeit gibt zur Besinnung und Besserung!

Gewiß geht das Beichten, das Kommunizieren, das Messen nicht so leicht und einfach wie das Atmen, das Essen und Trinken: man muß sich

überwinden, man muß Opfer bringen. Aber wenn dein Heiland freudig die Berge überpringt und willig weghüpft über die Hügel um deinetwillen, dann darfst du auch nicht an jedem Steinchen stolpern.

In meiner Pfarrei war ein Mädchen, die älteste unter 12 Geschwistern. Daß es in einem solchen Haushalt nicht an Arbeit fehlt für eine erwachsene Tochter, daß es da immer zu waschen, zu putzen, zu büten und zu wehren gibt, das kannst du dir denken. Unsere Toni — so hieß das Mädchen — ließ sich aber deswegen nicht abschrecken, die Herz-Jesu-Freitage zu halten. So regelmäßig wie der Po-Pöbte erscheint mit seiner Zeitung, so regelmäßig fand sich das tapfere Mädchen am Vorabend des ersten Freitags ein zur hl. Beicht. Als nun wieder ein Beichttag gekommen war, stürzten die Schneeflocken daher wie gehezte Hunde und sauste einem der Wind um die Ohren wie Peitschenhiebe. Ich begab mich zur Kirche. Bei diesem Wetter wird wohl niemand kommen — dachte ich. Doch da hatte ich die Rechnung ohne die Toni gemacht. Auf einmal ging die Türe auf und leuchtend kam die Jungfrau herein, schüttelte den Schnee von ihren Kleidern, verrichtete ihre Audacht und ging freudestrahlend von dannen.

Lieber Freund! Findest du einen Berg, einen Hügel auf deiner Lebensbahn, spring mutig darüber und komm zu Jesus, der uns zuruft: kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen seid, ich will euch erquicken. Um diese Fronleichnamszeit scharet euch fleißig um die Altäre und laßt es euch ein Stück Zeit kosten, der hl. Messe beizuwohnen und die hl. Kommunion zu empfangen. Zum Lohn dafür wird dem Jesus einmal den Schleier lüften, der jetzt über sein Angesicht gebreitet ist, und sich dir zu schauen geben im Glanze seiner himmlischen Herrlichkeit.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Lauda Sion Salvatorem.

Unter den Jubelklängen des katholischen Erdkreises ziehen die Fronleichnam-Prozessionen in diesen Tagen durch die Städte und Dörfer. Mächtig widerhallte es zu Berg und Tal in tausendstimmigem Chöre: „Lauda Sion Salvatorem!“ (Deinem Heiland, deinem Lehrer, deinem Hirten und Ernährer, Sion, stimm ein Loblied an.) Es ist doch etwas Großes, Einiges, Göttliches um die katholischen Gebräuche und Feste.

Wie kommt die Glaubenslehre, daß es neben der inneren auch eine äußere Gottesverehrung gibt, so plastisch und so greifbar zum Ausdruck, wie durch die Feier des Fronleichnamfestes mit seiner erhebenden Prozession. Nie tritt aber auch eine andere tiefe Wahrheit so hellleuchtend zu Tage wie am Fronleichnamsfeste. Es ist dies die Wahrheit, daß Glaube und Religion nicht nur im Innern der Kirche zu bekennen und zu betätigen sind, sondern daß sie den ganzen Menschen erfassen, umfassen und beherrschen sollen; sie bedingen und begründen die Welt- und die Lebensanschauung des Menschen, sie sind dem Christen Maßstab und Richtschnur im öffentlichen Leben so gut wie im privaten und im individuellen Leben.

Alles, was zu einer imposanten äußeren Festfeier gehört, wird am Fronleichnamstage in den Dienst des katholischen Kultus gestellt. Geschützdonner, Glockenklang, Musik und Gesang, Blumen- und Laubgewinde — all' das, und vor allem auch die langgestreckten Reihen des andächtig betenden Volkes geben dem Fronleichnamstage sein eigenümliches und wehevollstes Gepräge und seinen Charakter voll Feierlichkeit, voll Poesie und voll unvergeßlicher Jugendgedenken.

Am Fronleichnamstage kommt der Zoelismus in seinem tiefsten und wehevollsten Glanz zur Geltung. Die Fronleichnamfeier bildet ein öffentliches Glaubensbekenntnis und einen Stadtmessias für das religiöse Denken und Fühlen einer katholischen Bevölkerung.

Wie glanzvoll gestaltet sich die Fronleichnamfeier in vorwiegend katholischen Städten; aber auch

in Städten mit einer mehrheitlich nichtkatholischen Bevölkerung wird die Fronleichnam-Prozession mit der ganzen Prachtentfaltung des katholischen Kultus abgehalten und sie bewegt sich dort durch die Straßen und die öffentlichen Plätze mitten unter einer respektvollen Zuschauermenge, welche größtenteils nichtkatholischen Bekenntnisses ist. So geschieht es beispielsweise in Frankfurt a. M., in Dortmund, Mannheim, Karlsruhe u. a. Doch nicht nur in volkreichen Städten, sondern auch in Flecken und Dörfern, und selbst in bescheidenen Landgemeinden und in entlegenen Bergtälern entfaltet sich, sei es glänzend und prächtig oder sei es in schlichtem, aber doch schmuckem Gewande die Fronleichnamfeier. Dieselbe kennzeichnet sich eben dadurch, daß man alles anbietet, um diese Feier würdig und erhebend zu gestalten und daß Natur und Kunst mit allen Gaben, die sie uns schenken, in den Dienst des eucharistischen Gottes gestellt werden.

Als das Fronleichnamsfest in der Kirche eingeführt wurde, war eben am Himmel der katholischen Gelehrtenwelt ein helleuchtender Stern allererster Größe aufgestiegen in der Person des hl. Thomas von Aquin. Er hat das Offizium über die Liturgie des Fronleichnamsfestes und damit ein unvergleichliches Kunstwerk geschaffen. Er hat jene wunderbaren Hymnen gedichtet, welche die tiefstinnigsten Gedanken in eine poetische Form von wunderbarer Anmut kleiden. Dieser große Philosoph und Kirchenlehrer war also eigentlich derjenige, der zuerst und am meisten beigetragen hat, um das Fronleichnamsfest mit dem reichsten Schmucke zu umgeben. Wer zur Bierde und zur Feier des Fronleichnamsfestes mitwirkt, solat also den Spuren eines der größten und der edelsten Geister aller Jahrhunderte.

Die Geschützhalben widerhallen an den Felswänden, die Glocken ertönen in festlichem Klange über Berg und Tal, Musik und Gesang entfalten ihre reinsten Harmonien; der Duft der Blumen mischt sich mit dem Dufte der Weihrauchwolken. Segenspendend zieht der Weltheiland durch die Straßen unserer Dörfer, wie er einst durch die Fluren und die Gefilde von Palästina geschritten ist.

In der katholischen Kirche lebt Christus fort und schützt, segnet, hilft und beglückt die von tausend Feinden und Gefahren umtraufte menschliche Gesellschaft.

Der Kalenderschreiber.

Zum Monat Juni.

Man hört bisweilen, die Herz-Jesu-Verehrung sei Sache der Frauen. Nichts ist falscher als das!

Männer sind es, die im öffentlichen und privaten Leben einzutreten haben für Recht und Gerechtigkeit. Zu seinem Recht will die Herz-Jesu-Verehrung dem Heiland verhelfen. Seine göttlichen Rechte sind gefährdet, sein Recht auf die Herzen der Kinder, die der Unglaube führen will zu den modernen Söhenfragen, sein Recht auf die Herzen der Jugend, der alle Künste der Verführung nachstellen, sein Recht auf die Herzen der Erwachsenen, die Sport und Vergnügen ganz in Anspruch nimmt oder Sorge und Not nicht freigibt, vielleicht Haß und Groll ihm schon geraubt hat.

Besonders heilige, durch unendliche Opfer erworbene Rechte hat der Heiland im heiligsten Sakramente, Rechte auf Dankbarkeit und Liebe! Aber gerade da, in diesem dankbrühenden Geheimnisse wird er vielfach verkannt, vernachlässigt, verachtet, schöhnt, mishandelt!

Es soll dem Heiland sein Recht werden, sein Recht Dankbarkeit und Liebe! Dafür zu sorgen, bei sich und anderen, ist gerade der Männer Ehrenpflicht; besonders im Junimonat, den frommen Sinn und der Kirche Wunsch dem Herzen Jesu weihet.

Segen des Männerapostolates.

Schon auf dem glänzenden Eucharistischen Kongresse zu Wien feierte Vater Donaventura D. Br. das Wirken des Männerapostolates: „Eine völlige Erneuerung der Männerseelsorge hat begonnen, die eucharistische Bewegung hat auch die Männerwelt ergriffen, in dreien Seelen Reichthümer liegen, die gefunden und gehoben werden müssen. Das Männer-

apostolat hat vielerorts und besonders in den Großstädten das Antlitz der Gemeinden umgewandelt.“

Wie ein Echo dieser Worte des gottbegnadeten Redners klingt, was der Pfarrer einer Großstadt schreibt: „Die Einführung des Männerapostolates hat bei den Männern eine heilige Begeisterung geweckt, die Fronleichnamprozession und das religiöse Leben mächtig gefördert; in meiner Pfarre kommen monatlich 700 bis 800 Männer.“

Wer kann den Segen all dieser Männerkommunionen ermessen? In einer rheinischen Stadt gestand ein gebildeter Mann: „O, ich war ein großer Sünder! Seitdem ich aber alle Monate zur heiligen Kommunion gehe, gelingt es mir, meine furchtbare Leidenschaft zu überwinden.“ Das ist gerade und wahr gesprochen. Segen die Gotteskraft des Heilandes in der heiligen Kommunion hält auf die Dauer auch die stärkste Leidenschaft nicht stand.

Die Treue gegen die Gnade Gottes.

Ein großes Geheimnis ist der Zusammenhang zwischen den göttlichen Gnaden und der menschlichen Mitwirkung. Das alles ist eine große Kette. Jeder Ring einer göttlichen Gnadenreife muß mit dem nächsten Gnadenringe durch ein Glied der menschlichen Benutzung verbunden sein.

Gott gibt nie alle Gnaden, die er zu geben beschloffen hat, auf einmal, sondern er läßt durch die menschliche Tätigkeit die spätere aus der früheren, die größere aus der kleineren hervortreten wie den Weizen aus dem Saatkorn. Er hat jene großen Gnaden, deren wir zur Überwindung einer schweren Anfechtung oder zur Vollbringung einer besonderen Tat, kurz, deren wir gerade da bedürfen, wo sich unser Heil entscheiden soll, er hat sie an frühere kleinere Gnaden oder vielmehr an deren Benutzung geknüpft. So liegt zuletzt unser Heil trotz aller Gnade doch immer wieder an unserer Treue gegen die Gnade.

Da wundern wir uns dann über den Fall eines Menschen und sagen: Was ist denn auf einmal aus diesem Mann geworden? man kennt ihn ja kaum mehr. Was muß er nur so Böses verbrochen haben?

Die Antwort ist nicht schwer zu geben. Er hat nichts Böses verbrochen, aber er hat die Gnadenkette abgebrochen. Er hat Gott seine Treue versagt, er hat ihm einen Dienst abgeschlagen. Die Sache war scheinbar nicht so groß, aber genug, an diesen Dienst sollte ein neues Glied in der Kette, eine Gnade, geknüpft werden, die zu einer entscheidenden Tat notwendig gewesen wäre. Gott, der ja sonst in seiner Barmherzigkeit hundertmal aus seinem Eigenen die fehlenden menschlichen Mittelglieder ersetzt hat, konnte diesmal aus Gründen, die uns unbekannt sind, keinen Anknüpfungspunkt finden, und so entbehrte der Arme der Gnade gerade in dem Augenblick, da alles darauf ankam. So ging es mit ihm abwärts, ohne daß er ein Verbrechen begangen hätte, aber nicht ohne seine Schuld, denn er ließ es nun einmal an der Treue gegen die Gnade Gottes fehlen.

Der Fluch des Geldes.

Der katholische amerikanische Pfarrer Scully von Albany hat eine Predigt gehalten, die ungeheures Aufsehen macht in ganz Amerika, worin er mit der Dollarkultur ins Gericht geht. Nur einige Sätze daraus:

„Seit 1900 sind in den Vereinigten Staaten eine Million und 18522 Ehen geschieden worden. Seit 1900 ist das Nationalvermögen der Union um 15 Milliarden gestiegen.“

„Seit 1900 haben wir in der Union 3 Millionen und 286140 Selbstmorde zu verzeichnen.“

„Die alten Ägypter bauten über ihre Gräber die Quaderkolosse der Pyramiden. Das herrige Amerika baut die Goldpyramiden seines Reichthums über das Grab der Ehe und Familie und der Religion und Moral. Es wird reich nach Außen und arm nach Innen. Es verlernt zu leben und verliert sein Glück; denn der Nationalreichtum ist noch keine Nationalkraft und kein Nationalglück. Die Völker und Kulturen, die in sich zusammenbrechen, waren noch immer reiche Völker, Goldkulturen.“

Splitter.

Eine offene Grube ist lange nicht so gefährlich als eine schlecht verdeckte.

Ulrich, der kleine Saulus.

Eine Knabengeschichte von Ludwig Mülling.

3. Kapitel.

Ulrich im Gefängnis der Krankenstube.

Zwei Tage später. Ulrich Grandinger lag im städtischen Krankenhaus, Saal Nr. 14. Erst im Laufe der Nacht nach dem Sturz war der Knaue zu sich gekommen. Weil sein rechter Arm stark angeschwollen war, so konnte ihm erst vor einigen Stunden der Gipsverband angelegt werden. Nun lag er, noch halb betäubt von der Narkose, in seinem Bett und sah alles nur wie durch einen Schleier. Seine Gedanken verwirrten sich und er wußte offenbar gar nicht, wo er sich befand. Er schien weder seine Mutter zu kennen, die mit rotgeweinten Augen an seinem Bette saß, noch Schwester Milburgis, die sich eifrig um seine Pflege bemühte. Wenn er aus seinem dumpfen Halbschlummer erwachte, dann sprach er wirres Zeug, aus dem niemand recht klar werden konnte. Nur wer Reue seines Unfalles geweien wäre, hätte vielleicht einen Sinn in diese unzusammenhängenden Sätze bringen können.

Jetzt stöhnte er wieder: „Ich habe sie ja doch bloß werfen wollen, weil sie reich sind und es uns schlecht geht! . . . Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich? Gelt, der Vater tut mir nichts? . . . Ich habe ihn doch nicht geworfen! . . . Nein, — ins Gesicht wollte ich sie ja nicht treffen! . . . Sag's dem Hauptlehrer nicht, sonst haut er mich! . . . Ich will's ja auch nicht mehr tun! . . .“ So sprach er in abgerissenen Worten, bis er nach einiger Zeit wieder erschöpft schwieg. Als er aber dann plötzlich sich wieder aufzurichten suchte, mit irren Blicken vor sich hin starrte und die Worte heraus stieß: „Der Vater soll nicht kommen! . . . Ich fürchte mich vor ihm!“ da drückte die Krankenschwester sanft die verbundene Stirne auf die Kissen zurück und sagte mit sanfter Stimme: „Hab keine Angst, Junge! Der arme Vater Paulus, der dir allein das Leben gerettet hat, tut dir nichts zuleid! Vorhin wurde der Oberarzt telephonisch ins Kloster auf den Liebfrauenberg gerufen, weil der gute Vater sich dir zu lieb eine schwere Lungenentzündung geholt hat.“

Ulrich schaute verständnislos die Schwester an — und dann seufzte er und schloß die Augen wieder.

Während sich die Schwester nun mit einem anderen Kranken beschäftigte, versuchte die Mutter mit immer neuen Tränen ihr Söhnlein wieder zu einem klaren Bewußtsein zu bringen. Die arme Frau war wirklich zu bedauern. Schon vor acht Jahren war Ulrichs Vater gestorben und hinterließ ihr nichts als eine kleine Wittwenpension und ein Söhnlein, das einer viel festeren Hand zu seiner Erziehung bedurfte, als sie die schwache Frau besaß. Was hatte ihr der Bub schon seitdem für Sorgen gemacht und für schlaflose Nächte bereitet! Wo war ein Knaue in der Stadt, mit dem er noch keinen Streit gesucht! Wo war ein altes Mütterchen, das er noch nicht nachgeißelt und verspottet hatte! Wie oft hatte sie ihm gesagt, unser Herrgott würde ihn schon noch einmal strafen! O weh, und nun schien diese Strafe gekommen, unter der sie selber so schrecklich zu leiden hatte. Mit heimlichem Schauder erinnerte sie sich jetzt an ein Wort, das neulich der Herr Stadtpfarrer zu ihr gesagt hatte: „Frau Grandinger,“ hatte er gesagt, „Sie müssen viel mehr noch für Ihren Ulrich beten! Denn wenn der liebe Gott kein Wunder wirkt, dann fürchte ich, wird's noch einmal ein schlimmes Ende mit ihm nehmen.“

„Ach Gott, war das nun schon das schlimmste Ende — oder war das das erbettene Wunder, das ihn, wenn auch unter Schmerzen, retten sollte? . . .“

Als Ulrich nach einigen Stunden wieder bei ganz klarem Bewußtsein war und nach und nach erfuhr, wie alles geschehen, und wie er hierher gekommen war, da zeigte es sich, daß wirklich die Gnade Gottes in beinahe wunderbarer Weise in ihm eine Umwandlung vollzog. Der trostige Ausdruck, der sonst fast immer auf seinem Gesicht gelegen hatte, war verschwunden, von seiner früheren Freiheit schien nur noch namenlose Angst vor den Folgen seiner letzten Missetat übriggeblieben zu sein. Würde der reiche Fabrikant Salina ihn nicht vielleicht der Polizei anzeigen, weil er seine beiden Kinder so hart geworfen hatte? Oder würde man ihn für die schwere Erkrankung des guten Franziskanerpaters verantwortlich machen? Denn daran war er doch ganz allein schuld!

Diese bannigen Gedanken hatten nun doch das Gute, daß sie den kranken Ulrich, der sonst gar kein anderer Freund vom Beten gewesen war, zu dem Entschluß brachten, seine Zuflucht zum Gebet zu nehmen. In diesem Voratz wurde er nicht wenig durch Schwester

Milburgis bestärkt, der er seine Sorgen anvertraute, und die immer nur wieder sagte: „Ulrich, bet' fleh' dich, und dann wird schon noch alles gut werden.“ Wenn manchmal die Schmerzen in Ulrichs Arm recht groß waren, und die Ungebuld noch größer war bei einem Jungen, der sich seit Jahren lang an sein Stillsitzen und Stillliegen hatte gewöhnen können, dann kam die Schwester auch immer wieder mit ihrem Sprüchlein: „Ulrich — halt's aus und bet', denn sonst hältst du's nicht aus!“

Da hina denn nun der Kranke an, sich zum lieben Gott zu wenden, nach dem er leider früher so wenig gefragt hatte. Er bat ihn, daß er doch den Arm wieder gut heilen lasse, damit er kein Krüppel würde; er wolle auch dafür, nie, nie wieder einen Krüppel verspotten. Er bat ihn, daß er ihn doch nicht so jung möchte sterben lassen; er wolle dafür auch nie, nie wieder sich über alte Leute lustig machen. Er bat ihn, daß die reichen Salinas ihn doch nicht anzeigen möchten; er würde auch sein Lebtag nie, nie mehr mit Schneebällen werfen. Na er betete nicht nur zum lieben Gott; er bat auch Schwester Milburgis, sie möchte doch den guten Vater Paulus auf dem Liebfrauenberg wissen lassen, daß er sein schlimmes Betragen herzlich bereue und ihn vielmals um Verzeihung bitte.

Schwester Milburgis versprach es auszurichten und ging wirklich ans Telephon. Als Ulrich sie eine halbe Stunde später fragte, ob keine Antwort vom Kloster gekommen sei, da sagte die Schwester: „Denk dir nur, Ulrich, du hast mit deiner Bitte dem Herrn Vater die letzte Freude in seinem Leben gemacht! Vorhin meldete der Krankenbruder vom Kloster, als man dem schwer kranken Vater Paulus deine Bitte gemeldet habe, da wäre noch einmal ein frohes Lächeln über sein greißes Gesicht gegangen — da hätte er noch einmal geäußert! „Gott sei Dank — nun sterb ich gern!“ Dann hätte er seine Augen noch einmal zum Bilde des heiligen Franziskus aufgehoben und gehandelt: „Seraphischer Vater, könnt' ich sie doch all in deinen Mantel einhüllen“ — und dann wäre er gestorben.“

Als der arme Ulrich das hörte, da schossen ihm die Tränen nur so aus den Augen und er weinte so bitterlich über den Tod des guten Vaters Paulus — wie wohl einst St. Paulus nach seiner Bekehrung über den Opfertod des heiligen Stephanus. . . .

4. Kapitel.

Ulrich findet einen Ananias.

In dem Tage, an welchem man die Totenloge für den verstorbenen Vater Paulus vom Liebfrauenberg herunter bis in das städtische Krankenhaus läuten hörte, da sprach Ulrich zum erstenmal den Wunsch aus, er möchte gern beichten. Das brauchte aber die fromme Schwester Milburgis nicht zweimal zu hören und da war sie auch schon auf dem Weg zum Wohnzimmer des Herrn Spitalpfarrers.

Als sie den Wunsch des reinigen Ulrich Grandinger übermittelte hatte, da ging es auch beinahe wie einst nach der Bekehrung des Saulus. Denn wie dort einst der Jünger Ananias gesprochen hatte: „Herr, ich habe von vielen gehört über diesen Mann, wie viel Böses er Deinen Heiligen zu Jerusalem getan hat,“ so sagte auch hier der Herr Spitalpfarrer: „Schwester, ich kenne den Schlimmel nur zu gut! Ich weiß von allen meinen Konfratres in der Stadt, wie viel schlimme Streiche er schon auf seinem Kerkerholz hat. Und es ist doch höchst wahrscheinlich, daß er, sobald er aus dem Krankenhaus wieder heraus ist, in seine alten Missetaten zurückfällt. Es hat wohl wenig Zweck, denn auf die Dauer . . .“

Doch da ließ die gute Küchschwester Ulrichs den hochwürdigen Herrn gar nicht ansprechen und sagte: „Ach, Herr Pfarrer, ich weiß recht wohl, daß diese Worte von Ihnen nicht ernst gemeint sind. Ich weiß, daß Sie sich immer mit uns Schwestern herzlich freuen, wenn einer aus dem Krankenbett sich bekehren will. Von dem bösen Saulus hätte man früher auch nicht gedacht, daß er noch einmal ein so großer Heiliger würde — und von dem Künigina Konstantin auch nicht — und von dem Soldaten Fanatius von Bohola auch nicht. . . . und darum hoffe ich zuversichtlich, daß aus dem kleinen bösen Ulrich — doch er ist ja gar nicht mehr böse — denn er betet. Na, wohl, er betet, wie einst der gekürzte Saulus in Damaskus.“

Schwester Milburgis hatte sich in einen solchen Eifer hineingeredet, daß ihr sonst ziemlich blaßes Gesicht hinter dem weissen Schleier nur so glühte. Der geistliche Herr lächelte gutmütig, während er aufstand und nach seinem Bestuhl schritt, um die blaue Stola zu holen: „Ei ei — was weiß unser frommes Schwesterchen Milburgis so auf Bescheid in der Apostelgeschichte und Heiligenleende: Sie hätten wirk-

lich einen vortrefflichen Advokaten für unsere Strafammer gegeben. Also seien sie nur getrost — dem kleinen Saulus-Paulus sollen seine Sünden vergeben werden.“

Ordentlich froh im Herzen eilte die Krankenschwester in den Saal Nr. 14 zurück, um Ulrich von dem sofortigen Kommen des Herrn Spitalpfarrers zu benachrichtigen. Dem jungen Buben dachte doch das unruhige Hämmerchen in der Brust ganz gewaltig, als nach einigen Minuten der Beichtvater sich über sein Schmerzenslager beugte. Doch der geistliche Herr, der wegen seines guten Humors im ganzen Krankenhaus sehr beliebt war und in alle Eile auch an den trübsten Tagen immer etwas Sonnenschein zu bringen wußte, vollbrachte sein gutes Werk auch diesmal bei unserem Ulrich. Er konnte die ernstesten Wahrheiten in einer so herzlichen Weise predigen, und wenn er schalt, dann machte er immer so gutmütige Augen dabei, daß seine Worte nur heilten, aber nicht wehe taten.

Beichtvater und Kind waren somit auch diesmal noch keine zwei Minuten beisammen, da hatte das Wort des Priesters auch schon wie ein Lichtstrahl seinen Weg in das früher so dunkle Herz Ulrichs gefunden. Wie einst Ananias zu Damaskus die Blindheit von den Augen des Saulus hinwegnahm, so wurde auch hier die Verblendung von dem Gewissen des jungen Ulrich hinweggenommen.

Kein Mensch hat natürlich jemals erfahren, welche lange und hässliche Vitanei von Sünden nachher dem Stellvertreter Gottes zuflüstert wurde. Aber manchem der übrigen Kranken erging es nicht, wie zuweilen ein kaum verhaltenes Schluchzen vom Bette Ulrichs zu ihnen herüber klang und ihnen Kunde gab von der Reue dieses kleinen Sünders. Na manches Auge wurde dadurch selber feucht, und nur die heiligen Schutzengel konnten es wohl sehen, wie viel fromme Neugedanken und gute Vorläufe damals im Saal Nr. 14 dem Herzen des guten Hirten zu Füßen gelegt wurden.

Ganz auffallend aber war, wie diese reumütige Beichte des kleinen Ulrich jetzt schon eine ganz wunderbare Frucht in der Brust eines anderen Kranken zu reifen begann. Denn gerade dem Bett des Knaben gegenüber lag ein schwerkranker etwa fünfzigjähriger Arbeiter, der vor einer Woche in der Fabrik von einer Maschine erfaßt und schrecklich verstümmelt worden war. Trotz der Lebensgefahr, in der er seit Tagen schwebte, wollte er nichts von einer Beichte wissen. Mit barschen und groben Worten wies er immer die Schwester und den Geistlichen zurück, wenn sie ihm mild und freundlich zuredeten, doch an seine Seele zu denken.

Er hatte schon mehr als zwanzig Jahre nicht mehr gebeichtet und auch keine Kirche mehr betreten. Er hatte immer nur Zeitungen gelesen und Versammlungen besucht, in denen ehehöflich von der Religion gesprochen, hämisch über kirchliche Gebräuche gespottet und lieblos über die Priester geredet worden war. Eine so gottlose Saat mußte natürlich auch eine gottlose Ernte tragen. Niemals mochte er mitbeten, wenn Schwester Milburgis morgens und abends den Kranken ein kurzes, aber inniges Gebet mit ihrer weichen und sanften Stimme vorbetete. Niemals mochte er zuhören, wenn sie zuweilen etwas Rührendes aus der Legende oder einem sonstigen Buche vorlas. Niemals mochte er auch nur an seine Brust schlagen, wenn der Spitalpfarrer einem Kranken im Saal die heilige Kommunion brachte.

Als er aber nun diesmal, ob er wollte oder nicht, es mit ansehen mußte, wie da drüben ein Bub, der als Bosenicht in der ganzen Stadt verschrien war, so reumütig und mit so vielen Tränen seine Sünden bekante, und als es ihm auch nicht entging, mit wieviel sichtlich Güte und Milde sich der Pfarrer der verirrtten jungen Seele annahm, da machte das plötzlich einen tiefen Eindruck auf dieses scheinbar versteinerte Herz.

Und als sich dann der Herr Spitalpfarrer mit einem freundlichen Händedruck vom Ulrich verabschiedet hatte und eben weaachen wollte, da wandte er sich plötzlich nach der anderen Seite. Vom Bett des Arbeiters war ein schwacher Ruf erklungen: „Herr Pfarrer, ach ich bitte . . . wollen Sie nicht so weit sein.“

Wirklich, nachher weinte Schwester Milburgis vor Freude, als sie erfuhr, daß sich auch der verunfallte Arbeiter mit dem lieben Gott ausgesöhnt hatte. Gleich eilte sie an das Bett des kleinen Ulrich und flüsterte ihm ins Ohr: „Siehst du, mein Lieber, nun hast du schon durch dein gutes Beispiel an der Rettung der armen Heiden zu arbeiten begonnen — du junger bekehrter Saulus! . . .“

(Schluß folgt.)

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Hausregeln für Eheleute.

Rezept von Abraham a Sancta Clara.

Der Ehestand ist erstens ein Sakrament, welches eine heilige Gesell- und Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bestätigt und die notwendige Gnade erteilt, die Kinder christlich aufzuziehen. Die Ehe ist in dem Himmel beschlossener, in dem Paradies von dem Allerhöchsten eingesezt, als Gott das Weib aus des Mannes Leib erschaffen und ihm solche zu einer angenehmen Gehilfin beigelegt. Sind also unsere ersten Eltern nicht nur allein in dem damals mit aller erwünschten Erträglichkeit von dem höchsten Gott ausgezieren Lustgarten, im irdischen Paradies, als zwei allerdelicteste Geschöpfe, sondern auch als zwei allerholdseligste Ehegatten durch beider Gegenliebe in dem Ehestand erst recht verparadieset worden.

Wer und was ist ferner der Ehestand? Er ist eine Gab Gottes, das Band der löblichen Gesellschaft, das Pfand unserer Vermehrung und gleichsam der gnädige Regenbogen, welcher nach trübem Wetter endlich erscheint. Der Ehestand versüßt unsere Lebensbitterkeit durch eine angenehme Gehilfin und ist wie ein Spiel; aber was für ein Spiel? Kein Trappierspiel, wo der Bastoni (eine Figur in dem damals beliebten Kartenspiel; Anspielung auf hāton = Stock), der Meister in der Karte, sondern ein Hochenspiel, darin der Mann wie die Glocke und das Weib wie die Dode (Puppe) in guter Zusammenstimmung untereinander einen schönen Klang geben. Der Ehestand ist ein Garten, aber was für ein Garten? Kein solcher, wo Saublumen statt der Narzissen in dem Beetel wachsen, sondern ein solcher Garten, wo Ehrenpreis, Jüngelrösel, Bergknechtminne nebst andern schönen Hausstugenden in unentfinkendem Wachstum sein. Der Ehestand ist auch eine Schanz, aber keine solche, wo die Wirtschaft auf der verlorenen Schildwacht steht, sondern wo Treue und Liebe eine gute Parole halten und den Posten nicht verlassen.

Was ist der Ehestand noch? Ich antworte: Eine Scheuer, aber was für eine? Keine solche, wo Flegel und Drischel die beiden Werkzeug sind, sondern wo ein gutes Korn, das ist auserlesene Eheleute, in angenehmer Zufriedenheit versammelt leben. Damit beide Ehegatten wegen allerhand Kreuz, Kummer, Trübsal und Widerwärtigkeiten, so in dem Ehestand verfallen können, Trost empfangen, hat meistens der Mann als das Haupt, wenn er sich in den Ehestand begeben will, zu beobachten vor allem andern: was? Das Weib, 1. wie sie zu erwählen, 2. wie sie zu lieben, 3. wie sie zu lenken und zu dirigieren 4. wie sie zu vermehren oder zu corrigieren.

Was den ersten Punkt betrifft: sie ist zu erwählen mit einer großen Bescheidenheit: nicht geschwind und kind, nicht läppisch und läppisch, sondern bescheiden gescheit, mit reifer Ueberlegung und heilsamem Rat guter Freunde; denn ein frühzeitiger Eifer im Anfang bringt Reu und Schmerzen am Ende.

Es finden sich wohl einige, und zwar gar viele, wenn sie etwa eine schöne Dode (Puppe), ein stolzes Gesicht, ein gefärbtes Haubt, ein voliertes Kostümel, ein herziges Zuckermündel, ein verriebenes Holstüchel erblicken, da vergassen sich die Affen herein und werden fast vor Lieb unsinnig, trachten und wachen, laufen und schnaufen, brennen und rennen, tubieren und spekulieren und spendieren auf alle mögliche Weise, geben Tag und Nacht keine Ruhe, bis sie ein solch angenehmes Wildbret in ihre Netze bringen. Wenn endlich alle Mühe vergebens ist, schauen sie, wie sie ein oder andere schöne Mutterkind gar mit Gewalt entführen.

In Erwählung eines Weibes ist nicht auf Schönheit und Gestalt zu sehen, wie denn der weise Seneca sagt: „Die Liebe zur weiblichen Gestalt ist eine Veressenheit der Vernunft.“ Und was ist denn die Schönheit?

Die Schönheit ist wie das Kürbisblatt des Brothens Jonas, welches bald hält, bald fällt.

Die Schönheit ist wie der Mondschein, welcher bald groß, bald bloß.

Die Schönheit ist wie eine Blume: heute vor dem Morgen, morgen vor dem Besen.

Die Schönheit ist wie die Aepfel zu Sodom, äußerlich rot, innerlich Staub und Kot.

Die Schönheit ist wie ein Raquet, welches, indem es steigt, sich bald wieder neigt.

Nun entsteht die Frage, ob es eine Sünde sei, wenn eine Person, so sich zu verheiraten gesinnt ist, nicht und allein ihr Absehen nach der Schönheit hat?

Darauf ich antworte: Wenn dieses Absehen schnurgerad nach dem Ziel und End des Ehestandes gerichtet ist, so ist es keine Sünde, wie solches Paulus selbst sagt: „Besser ist heiraten, als brennen.“

Die Schönheit ist an sich selbst ein Geschenk der Liebe. Ein jeder trachtet gern nach etwas Schönerem, ob die Schönheit an sich eitel und vergänglich ist.

Es ist freilich weit beliebter ein purpurfarbener Mund bei einer Jungen, als eine Runkel, wenn sie ein Maul hat wie ein rostiges Schlüsselloch an einer alten Kellertür. Es sind weit angenehmer die Rosenwangen einer blühenden Schönheit als ein siebzehnjähriges Pfundleder einer treuzenden (mürrischen) Muffi.

Es ist weit erfreulicher eine wohl proportionierte Nase einer herzonden Rosimunda als ein schnuhtiger Destillierkolben einer garstigen Schmutzibunda.

Es ist weit ergöglicher anzusehen eine solche Dode, welcher die Zähne in dem Mund stehen wie die orientalischen Perlen, als ein alter Werwolf, der da ein Gebiß hat wie die ausgefallenen Palisaden.

Die Schönheit ist lieblich, lobreich, lustreich, jedoch ein schlüpfriger Steg und selten ein Himmelsweg.

Etlliche heiraten nach Geld und erwählen sich eine Reiche, und zwar nicht ohne Ursache, allermassen (da) in dem Ehestand allerlei Angelegenheiten und Beschwernissen verfallen, welchen vorzubeugen notwendige Mittel erfordert und Unkosten; aber einzig und allein heiraten wegen des Geldes, ein Weib nehmen in Ansehen des Geldes, ist wahrhaftig kein rechtes Ziel und Ende eines heiligen Ehestandes.

(Schluß folgt.)

Briefe an einen Jüngling.

3. Sieh' zu, mit wem Du umgehst!

Lieber Wilhelm!

Als ich Dir das leztmal schrieb, wollte ich Dir einige Winke geben, wie Du den Verkehr mit Gott bewerkstelligen und dauernd unterhalten sollst. Heute komm' ich nun mit einer Epistel über den Umgang mit den Menschen. Das ist keine so angenehme Aufgabe wie die neulich. Denn die Leute sind leider nicht immer so gut nett, wie sie der liebe Gott haben will, und wie es für unser irdisches Wohlbefinden höchst angenehm wäre. Darum ist auch der Verkehr mit ihnen manchmal eine schwierige und manchmal eine verdrießliche und manchmal sogar eine gefährliche Sache. Da ist es schon gut, wenn man sich beiseiten vorsieht und sich Grundsätze aneignet, nach denen man seinen Verkehr mit den Menschen einrichtet.

Du nimmst es Deinem Pfarrer daheim gewiß nicht übel, lieber Junge, wenn er Dir mit einigen guten Ratschlägen an die Hand gehen will. Heutzutage gibt es freilich gar zu viele junge Leute, die sich von keinem Aeltern etwas wollen sagen und raten und vorschreiben lassen. Es macht aber einen gar zu kläglichen Eindruck, wenn die Eier klüger sein wollen als die Hennen — und die Gränznäbel müssen es oft genug büßen, sehen aber ihre Unverstand meistens erst ein, wenn sie sich den Schnabel bereits verbrannt haben. — Ich weiß nur, beste Wilhelm, daß Du zu dieser Sorte nicht gehörst und nie gehört hast. Ich hege darum auch das Vertrauen, daß Du draußen in der Welt deinen Meistern und sonstigen Vorgelegten und den übrigen Personen von Rang und Stand mit jener Höflichkeit und Achtung begegnest wirst, die man ihrer Stellung, ihren Kenntnissen und ihrer reichern Erfahrung schuldet. Selbst wenn Du einmal meinst, Du wüßtest etwas besser und könntest etwas genauer als jene, die über Dir stehen, so sollst Du doch nur Deine Gründe stets mit ruhiger Sachlichkeit und in einer geziemenden Form vorbringen. Mit Rechthaberei und anmaßendem Wesen stößt man die Leute doch nur vor den Kopf und macht sie sich meist ganz unnötig zu Feinden. Eine unwürdige und ungerechte Behandlung braucht man sich zwar auch nicht immer gefallen zu lassen, aber man darf doch dann sein Recht auch nur wieder auf die rechte Weise suchen. Mit Schimpfen und Räsionieren macht man nie etwas gut, zuweilen gibt man dadurch nur den andern eine Handhabe, noch schlimmer gegen uns vorzugehen.

Doch das wollte ich nur mal so nebenbei gesagt haben

Ich komme aber jetzt erst zur Hauptsache; zu dem Umgang mit seinesgleichen. Willst Du da Glück haben, Wilhelm, so mußt Du Dich hier vor zwei einander ganz entgegengesezten Fehlern hüten: Du darfst nicht zu mißtrauisch und auch nicht zu vertrauensselig sein! —

Ich habe einmal einen sonderbaren Menschen gekannt, der hatte den merkwürdigen Grundsatz: „Ich halte jeden für einen Schurken und Lumpen, so lange er mir nicht das Gegenteil bewiesen hat.“ Dieser Sonderling sah alle andern als seine Feinde an und machte sich dadurch gerade auch die meisten zu seinen wirklich Feinden. Er sprach mit niemand ein freundliches Wort und hörte darum auch von andern keines. Das Mißtrauen, das er bei andern säte, trug ihm auf eiguem Acker auch nichts Besseres ein und so lebte er einsam und freundeless und triedlos viele Jahre hindurch. Solche Leute heißt man Pessimisten und sie sind recht Spielverderber und Krakeeler in der menschlichen Gesellschaft. Vor einer solchen Gesinnung mußt Du Dich hüten, mein Lieber! Wo wollen wir hinkommen, wenn wir nach einer so verkehrten und trostlosen Gesinnung handeln! Du tust darum viel besser, wenn Du Deinen Nächsten so lange für einen aufrichtigen und einen ehrlichen Menschen hältst, so lange Du noch nicht den Verweis des Gegenteils in Händen hast.

Freilich darfst Du auch bei dieser Gesinnung nicht zu weit gehen, das heißt, Du darfst nicht gegen jedermann zu vertrauensselig sein. Es gibt gar manche, die verstehen liebenswürdig zu reden und freundschaftlich zu tun; aber hinter ihren glatten Worten stecken arglistige Gedanken und hinter ihrem scheinbaren Entgegenkommen verbirgt sich zuweilen ein sehr eigennütziges und selbstnütziges Herz, wenn nicht Schlimmeres. Darum sei Fremden gegenüber bei aller Freundlichkeit doch immer klug und vorsichtig. Mache es Dir zur Regel, gut und actig gegen alle, vertraut aber nur mit den Besten zu sein. Von den Alten sagt man, daß sie erst einen Säffel Salz miteinander aßen, das heißt, sehr lange Zeit miteinander verkehrten, ehe sie wirkliche Freundschaft schlossen. Heutzutage kann man zuweilen beobachten, daß zwei, die sich kaum vorher gesehen und gekannt haben, auf der Bierbank beim dritten Glas schon Brüderschaft miteinander trinken und sich gegenseitig Dinge in feuchtröhlicher Vertrauensseligkeit ausplaudern, die sie bei nüchterner Ueberlegung wohlweislich einander verschwiegen hätten.

Darum bitte ich Dich recht sehr, lieber Wilhelm, sei besonders bei der Wahl Deiner Freunde auf der Hut. Der kann Dein Freund nicht sein, der ein offener Feind Gottes und auch ein Feind jeder bestehenden und gesetzlichen Ordnung in Staat und Kirche und Familie ist. Es kann Dein Vertrauter nicht sein, wer taktlos und liellos von seinen Vorgelegten und seinen Kameraden redet. Wer andern sein Wort nicht hielt und andern die Treue nicht bewahrte, der wird es Dir gegenüber auch nicht besser machen, auch wenn er noch so hoch und feierlich seine Freundschaft beleuert.

Und nun noch zum Schluß ein Wort über jene Menschen, die wegen eines körperlichen Gebrechens oder geistiger Beschränkung so oft im Verkehr mit andern verspottet, ausgelacht und gehänselt werden. Segen die sei immer nett und nobel, Wilhelm! Wer über die unerschuldeten Fehler und Mängel der andern sich lustig macht, verrät immer ein rohes Gemüt und ist ein ordinärer Mensch, mag er auch einen Kneifer auf der Nase und eine goldene Lorstednadel in der Kravatte tragen.

Doch nun habe ich Dir gepredigt für diesmal. Ich bin aber fest überzeugt, daß Du meine wohlgemeinten Ratschläge gerne annimmst und sie im Verkehr mit Deinen Mitmenschen draußen in der Welt zu Deinem eigenen Besten auch treu befolgst. Vergiß vor allem in der Fremde nicht, daß einer Deiner besten und treuesten Freunde bleiben wird.

Dein wohlmeinender alter Pfarrer.